



Eigenes Mädchen

Paul Böck

## T A I F U N

VON THEODOR PLIVIER

Wie das Meer, dachte La belle Viane, wie das Chinesische Meer, das daliegt in gläserner Stille, Tage und Wochen, und dann plötzlich aufsteht in wildem Ausbruch entfesselter Gewalten! Die Augen des Kapitäns waren klein geworden; wie Dolche standen sie in seinem Gesicht. Das Wort, das er ihr entgegengeschleudert, hatte sie nicht verstanden; aber ihr Blut war alarmiert, und durch ihre Glieder rann läßt Furcht.

Dann war sein Gesicht wieder wie Glas, wie alle die Tage, die sie nun unterwegs sind, alle die Tage, in denen das Schiff sich unaufhaltsam durch das Meer geschoben hatte. Der Kapitän steht neben ihrem Vorgesitz, in weißer Tropenuniform, glatt rasiert, höflich; er hebt seine Hand und deutet auf den Horizont.

„Der Ball wird nicht stattfinden heute Abend, Mademoiselle“, sagte er dabei. La belle Viane sieht weit hinten im Kielwasser des Schiffes ein schwarzes Horn hineinstoßen ins Licht; sie sieht, wie nach wenigen Sekunden schon das Ding eiesige Ausmaße annimmt und den Himmel, der wie weiche Erde ist, aufspürt.

„Ein Taifun“, sagt der Kapitän.

„Und ich werde tanzen“, sagt die schöne Viane. „Ich werde dennoch tanzen! Und wenn niemand kommt, ganz allein, für den Kapitän!“

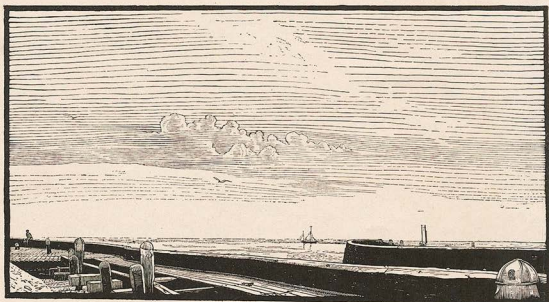
So war sie, eine Spielerin, die immer sich selbst einsetzte; und die immer gewonnen hatte! Aus dem stillen Exzeß in der Provence hatte sie sich hochgeholt — La belle Viane, gefeiert in drei Erdteilen! Cebu, Kalluta, Yokohama war der Kranz ihrer letzten Erfolge.

In der japanischen Hafenstadt Kobe hatte sie sich eingeschifft auf dem Luxusdampfer „Hitatschi Maru“. Kaufleute, Ingenieure, Beamte, ein paar Missionare und ein Diplomat sind ihre Reisegesährten. Die sitzen und laßen alle die Tage und Nächte Poker, tranken Whisky und Coda oder vergnügten sich an Deck beim Ningeispiel. Sie kannte alle, kannte jede Bewegung von ihnen...

Die ersten Schatten des aufziehenden Wetters gehen über das Schiff. Die Rauchsäule, die sich aus dem Schornstein hoch in den Himmel gehoben hatte, ist jetzt eine weite, wallende Fahne und wiegt ganz niedrig über das Wasser. Die Passagiere liegen auf rothgeflochtenen Liegestühlen und halten Gesäße mit ihren Frauen — Khaki, weiße Anzüge, gelbe rotschöne Kleider! Auf niedrigen Tischchen stehen halbgelehrte Gläser, Magazine, die müden Händen entglitten sind, liegen auf dem jaubergekehrten Deck. Ein dicker Leebändler, die erhaltete Zigarette zwischen den Zähnen, öffnet seine Augen und blinzelt über das Meer, das dunkel und metallisch geworden ist. „Doktor“, ruft er seinen Nachbarn, „Doktor, wir bekommen ein Wetterchen!“

Wenige Minuten später ist das Promenadendeck geräumt. Klinker Etwards verlaufen Stühle und Tische. Die Passagiere stehen an der Reeling. Einige sind aus ihren Kabinen gekommen, tragen Delmäntel und haben elegante Südweser auf ihren Köpfen. Vom sicheren Podium des 10 000-Tonnen dampfers aus beobachten sie das Schauspiel des aufdampfenden Orkans.

Der Leebändler weiß die Geschichte einer Insel, über die ein Taifun

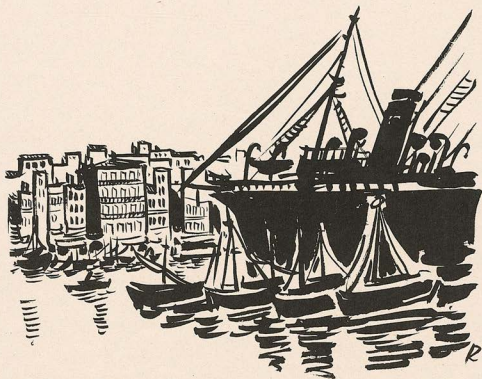


Hafendämme



Rindler-Verlag, München

Dirk Noland



Alter Hafen von Marseille

Karl Rabus

gegangen ist. — „Wie rasert!“ sagte er, „Pflanzungen und Dörfer wie rasert! Kein Hund und kein Haus ist übrig geblieben!“

„Ehen Sie, wie er sich heranschiebt, Mademoiselle.“ — „wendet einer sich an Viane. „Hundert Kilometer in der Stunde!“ Viane aber schaut hinaus auf die Brückenmauer, auf der der Kapitän steht, in brauenden Dämpfen.

Die Luft ist so dicht geworden, daß das Schiff beide Teppelichter fñhrt, weiße elektrische Augen, die unverwandt hineinlarten in den tranken Tag. Drei Uhr nachmittags ist es, und die Sonne steht hoch am Himmel. Eine matte, trostlose Scheibe! Die Augen des Kapitans gehen über die Wasserrisse. Seine Gedanken aber sind wie gestürzt in einen düstern Trichter, aus dem sie sich nicht wieder erheben können. La belle Viane! Bei Gott, er ist ihr aus dem Wege gegangen, immer und überall! Aber wo er auch hinkam, auf seinem täglichen Rundgang durchs Schiff, bei den Mahlzeiten, in der Bibliothek, — überall war ihr Gesicht, flatterte ein Wort von ihr, das ihn anging, das liegen blieb in ihm und durch seine Lage und Nächste garte.

Eine Vöe geht über das Schiff, daß es aufzittert bis hoch in die Masten hinein. Die Passagiere stehen zusammengeballt, wie eine vom Sturm gepeinigte Herde. Vogelstich von dem Klumpen steht Viane; der Wind peitscht ihre Kleider und ihr kurzgeschneittenes dichtes Haar.

Beim Catan, er ist Kapitän, und er fñhrt den größten Dampfer der Nippon Yusen Kaisha; was schiert ihn ein Weib, dem der Wind die Kleider den Leib hochjagt. Der Kapitän richtet sich auf. Hoch und gerade wie ein Holz steht er auf der Kommandobrücke. Viane sieht seine Silhouette in den Himmel ragen.

Wie muß daran denken, daß er früher war aus einer Dschunke; und an die wilden Geschichten muß sie denken, die man erzählt von ihm in den Lestuben seiner Heimat. Maske, der goldbetrefte Kapitän ist Maske! Aber sie wird tanzen! Heute noch wird sie vor ihm tanzen, und sie wird sein wahres Gesicht sehen!

Der Kapitän wartet das Schiff vor dem Wetter laufen. Brecher nach

Brecher wächst über das Deck. Dampf stampft die Maschine, schiebt das Schiff unaufhaltam auf seinem Kurs nach vorn. Jedermal, wenn einer der gewaltigen schaumgetrönten Wasserberge es auf seinen Rücken nimmt, arbeitet die Schraube im Leerlauf hoch in der Luft.

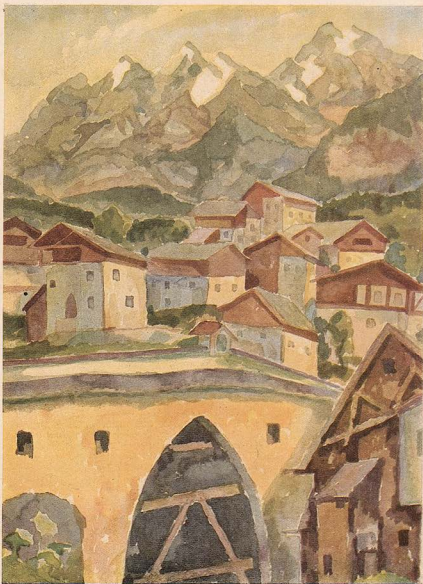
Das geht Stunden! Die Ausgudposten, die sich ablösen und über das Verdeck müssen, tapfen durch fließenden Schaum. Die Passagiere haben sich in ihre Kammern verbrochen. Bis auf wenige. Die stehen in der Kantine, klammern sich ans Geländer und trinken scharfen Schnaps.

„Das Schiff ist ein Vieh“ ... sagt der Zeehändler. Einer kommt von draußen und hat blutiges Zeug in den Händen, kleine Vögel mit gebrochenen Schwüngen. Der Sturm hat sie von irgend einer Insel her, Tausende von Kilometern über das Meer gefegt und gegen die Stahlwand des Schiffes geklatscht. „Es hagelt Vögel und Schmetterlinge!“ sagt der Passagier. „Das Schiff ist ein Vieh ...“ wiederholt der Zeehändler. „Es läuft wie ein Vieh! Aber der gelbe Catan von Kapitän sollte beidrehen und die Nase gegen den Wind legen!“ .....

Noch eine wartet auf den Befehl zum Beidrehen, der wachhabende Steuermann auf der Kommandobrücke. Seine Augen können nichts mehr sehen; zu einem undurchdringlichen blauschwarzen Koloß haben Himmel und Meer sich zusammengegoßen. Wenn das Schiff ein Wellental hinunterfährt und der Bug sich in das Wasser eindrückt, hebt eine weiße Schaumwolke sich aus dem Chaos und fliegt bis gegen die Brücke.

Es ist heiß wie in einem tiefenhaften Badofen. Schweißtropfen stehen auf der Stirn des Steuermannes. Er schwanzt die Brücke entlang, gegen die Wand gedrückt vom Druck des torenden Orkans. „Windstöße zwölf, Herr“, meldet er. Aber der Platz, auf dem der Kapitän gestanden hat, von Anbeginn des Wetters an, ist leer.

La belle Viane liegt zusammengeerollt auf ihrem Lager. Die Lampe brennt. Raumnelt von der Decke ihrer Kabine herab, bewegt sich in



Bergstädtchen

G. Langenberger

großen eckigen Finien. Viane ist in einen kurzen Schlaf gefallen, in ihrem Traum sind die Schreie des aufgewühlten Meeres.

Sie wacht auf. Unertdäglich ist es in der Kammer. Die Luft ist dick und trübselig von irgendwas Unnembarem. In jähen Entschluß gleitet Viane heraus aus ihrem Bett, wannt zur Tür. Noch ehe sie den messingbeschlagenen Drücker packen kann, öffnet die Tür sich von selbst.

Eine schwefelgelbe Helle reißt durch ihre Augen. Im Moment überseht Viane alles, den Ausschnitt von Himmel und Meer, die hohe Schiffscorreling, das Holz der Deckplanken und im Rahmen ihrer Tür den Kapitän!

Er ist gekommen, ihren Tanz zu sehen!

Und Viane tanzt! Auf bloßen Füßen weicht sie zurück. Der Boden schwankt. Mit den Schlingerbewegungen des Schiffes geht sie in die Knie, schraubt sie sich auf schlanken Schenkeln wieder in die Höhe. Die kleine Kammer — Bett, Spind, Teppich — bewegt sich in langen unberechenbaren Stößen, wie eine Streichholzsachtel in der Hand eines Niesen. Viane steht mitten auf dem Teppich, starrt auf den Mann.

Der steht zusammengetauert wie zum Sprung. Sie füllt die Augen, die roten blutunterlaufenen Augen, die Stunde um Stunde in das Wetter gestreut haben, auf ihren Brüsten liegen. Ihre Hand hebt sich mechanisch, wie um das Gewand, das lose von ihren Schultern fliegt, fester an sich zu raffen. In dieser Sekunde läuft ein tollwühner Gedanke

durch ihre Glieder. Mit einer großen Gebärde schält sie ihren Leib heraus aus der Seide, steht weiß und leuchtend im Raum!

Das Meer donnert gegen die Bordwand, die Stahlhaut zittert und dröhnt, wie eine ungeheure Pante ist das Schiff. Eiane dreht sich in wildem Wübel, wirft ihre Arme in die Höhe, krallt stürzend die Luft. Unsichtbare Hände zwingen sie hinunter an den Boden, sie erhebt sich jedesmal auf zitternden Füßen, stemmt ihren Leib in den Raum.

Sie dreht sich. Und das in ihren Schlaf eingebrochene Lier dreht sich, sucht eine Stelle, seine Pranken anzufassen, schlägt einen Kreis, und noch einen, steht zuletzt an der Tür mit abgewendetem Gesicht.

„Günijh“, triumphiert die schöne Eiane! Und ihre Stimme ist wie der Schrei der starken Vögel, die der Sturm nicht hat in die Tiefe zwingen können. Sie hebt das abgeworfene Gewand auf vom Boden, hüllt sich ein bis an den Hals. In diesem Moment sieht sie das Gesicht des Kapitäns. Ohne menschlichen Ausdruck ist es, die Linien verwirrt, die Augen zerflossen, ein großes, gähnendes Loch!

Eiane geht nieder in die Knie, fühlt es über sie kommen wie einen schweren Ball, sie versinkt mit dem Mann in einem Meer von schwarzem, rotem Blut.

Die Passagiere erwachen. Jäh sahen sie auf aus ihren Betten. Alle haben die gleiche Empfindung wie der Steueremann oben auf der Brücke. Es war, als ob ein Jahn abgebrochen wäre, ein großer, gesunder Jahn!

Der Steueremann steht neben dem Rudergänger; er packt das Rad, dreht! Es läuft leer und zeigt nicht den geringsten Widerstand. Ein Wort hat der Steueremann noch: „Hol uns der Teufel! Die See hat das Steuer abgerissen!“

Die „Hitatschi Maru“ mit ihren dampfurchitzerten Eingeweiden, Salons, Bädern, Licht- und Kühlanlagen, ist nur noch ein Klotz von 230 000 Tonnern, den das Meer auf die Seite legt und vor sich her schiebt. Noch ehe man eine Notsteuerung hat anbringen können,

(Fortsetzung Seite 610)

## Reiseandenken

Von Lothar Brieger

Das Reiseandenken stammt eigentlich aus derselben Zeit wie die langen Briefe und die Stammbücher. Es lebt noch heute, aber das Gefühl ist längst tot, aus dem heraus es einmal geschaffen wurde. Darum wirken Reiseandenken in der Regel so eigentümlich hilflos.

Die Ersten, von denen wir wissen, daß sie mit Reiseandenken überraschten, waren die Heiligen drei Könige. Sie kamen aus fernem Landen, und jeder brachte dem heiligen Kinde etwas mit. Merkwürdig, daß schon damals das heilige Kind von allen diesen Geschenken nichts gebrauchen konnte! Dabei ist es bis heute geblieben.

Reiseandenken sind nicht dazu da, daß man sich selbst an eine Reise erinnert, sondern man bringt sie anderen mit! Daher erklärt sich die ihnen eigentümliche Bescheidenheit.

Was sollst du deinen Freunden von der Reise mitbringen? Dich selbst! Und was deinen Feinden? Auch dich selbst!

Man soll an Reiseandenken einen Zettel mit dem Namen der freundlichen Spender anbringen. Wie leicht kann man sonst im nächsten Jahre in die peinliche Situation kommen, sie den Gebern zurückzuschicken!

Reiseandenken zeigen meist Ansichten. Reiseerinnerungen tun das leider sehr selten.

## Die bankerotte Stadt

Ich bin so froh! Ein Trost so süß und lind ward mir vermittle einer Zeitung heute: Nicht Menschen nur — auch ganze Städte sind

zahlungsunfähig oder plötzlich pleite! Und ist bei mir die Konjunktur mal matt und mein Verstand keinen Pfifferling wert, dann fühle ich mich stolz als deutsche Stadt und künde froh und frei: bei mir — St. Jungberr!

Karl Kinndt



Geistesreicher Länger

A. Rubin





Alte

Grete Kroh

## Tragödie der Liebe am Sonntag-Nachmittag

Von Arnold Reinstein

Wenn am Sonntag bei schönem Wetter die Natur geöffnet ist, ist es in der Stadt leer und ruhig. Das muß man annehmen. Ich bleibe dann regelmäßig allein daheim, sitze in meinem Zimmer, lese ein bißchen was, oder blättere auch bloß die Seiten um, oder ich schreibe auf, was mir grad einfällt, aber gewöhnlich fällt mir nichts ein —, es ist so schön still. Gogar der Hund, der im Nachbargarten seine Bleibe hat, sonst ein Repetierkläffer, respektiert den Tag und fällt mitnichten aus der Sonntagsruhe.

Mein Fenster geht hinten raus, ich sehe die Rückseite einiger Häuser. Im Hof steht eine Lagerhalle mit einem Blechdach. Auf den Altanen baumeln die Wertgardien sanft im Sonntagswind. Die Bewohner der Häuser und Hüllen sind verschollen, ich bin ganz allein auf der Welt. Blauer Himmel. Blaue Seele. Leichte Stille.

Ein leichter Plumps aufs Blechdach scheucht mich auf. Ich gehe ans Fenster hin — da stehen sich Zwei gegenüber, federnd, zum Sprung bereit: ein Kater und eine Käbin. Die Käbe trägt ein gepflegtes, graues, apart gezeichnetes Fell, offensichtlich ein Grünele aus gutem Hause. Er hingegen hat einen abgelegten Bettvorleger um, ein struppiges, verwahrlostes Fell von verwischter, bräunlicher Färbung: ein Vagabund, ein Wildling, ein Wüstling. Aber Damen lieben manchmal grad so etwas.

Die Situation ist zugespitzt. Es sieht nach Rauferei aus. Oder nach Liebe. Aber das sind bloß Nuancen.

Kagen darf man zusehen, da braucht man

sich nicht zu genieren. Sie streichen umeinander herum, sie zeigt sich von allen Seiten, und er betrachtet sie aufmerksam. Sie lockt ihn, und er läßt sich gerne locken. Sie spielt mit ihm, räkelt sich wollüstig, dehnt sich, schnurrt, quert zärtlich; kleine, betörende, schmeichelnde Laute der Lust, Raubervölch eines verliebten Herzens. Sie hat Müßel im Leibe. Aber der schachgeladene Kater ist kein Freund langwieriger, törichtfüßer Techtelmechteleien. Er geht gleich aufs Ganze, der ungeheißere Barbar.

Der überaus erpichte Kater steht da mit einem rechten Korbhügel, aufgezogener Fäbne, zittert vor Begier und linft wie hypnotisiert die teuflische Versucherin an. Batsch! —! Jemandwo ist eine Tür ins Schloß gefallen. Die Käbe erschrickt und wendet schon das Köpfchen. Als wollte sie mimisch ausdrücken: „O Gott, wenn jemand kämel!“

Da schnellte sich der heiße Kater mit einem brutalen Eatz blindlings mittenmang, aber fauchend und mit jägerischem Getöse flüchtete die Löse blüßschnell über ein Mäuerchen auf einen Schuppen im Hof nebenauf und ist verschwunden.

Eine peinliche Situation. Doch es läßt ihn nicht, geschmeidig und geräuschlos turnt der Innenborn über das Mäuerchen ihr nach, toll vor Zorn und Liebe, zum Äußersten entkoffen.

Nichts rückt sich mehr.

Auf einmal hopft unhörbar die Käbe wieder auf das Blechdach, das hier die Welt bedeutet, schaut pflüßig zurück, schleicht vorsichtig vorwärts, lauert, schmiegt sich in die Dachrinne, und lauert. Und lauert. Und streicht nach einer Weile unruhig hin und her.

Der ausgegelmerte Kater traut sich nicht mehr in Erscheinung zu treten. Wahrscheinlich sitzt er irgendwo hinter staubigem Gerümpel versteckt, und Groll und Kummer beknabbern sein Herz.

Die Käbe wartet noch immer, unruhevoll. Ach, jetzt will sie, jetzt ist sie so bereitwillig, so hingebungsoll, ganz Erwartung, ganz Käbchen. Käme er nur!

Aber er kommt nicht. Langsam, o wie langsam, zögernd, ungläubig, schickt sie sich zum Gehen an. Einmal noch schaut sie trostlos zurück, wo das Mäuerchen steht, eben ein Symbol der Zernnung. Dann springt sie endgültig vom Dach auf eine Kiste, von der Kiste hinab in den Hof, und drückt sich vergrämt an der Wand entlang.

Da sitzt sie nun, auf der jenseitigen Mauer, die den Hof vom Nachbargarten trennt, föhrt sich resigniert mit der Pfote über das Gesicht, pumpt sich, wahrhaftig: sie pumpt sich, macht sich schön, schmiett mit dem Zünglein Speichel aufs Haar und glättet es sorgsam. Sie pumpt sich — und dabei ist ihr innerlich was entzwei gegangen.

Jetzt sieht sie sich um, und eine geheime, beklagende, schöne Hoffnung läßt sie um mindestens einen Zentimeter wachsen. So gemein darf doch das Schicksal nicht sein?

Doch, es darf. Der Hof bleibt leer. Er liegt schon im Schatten. Die Sonne tritt ab, die Luft wird grau. Dämmerung sinkt.

Die Käbe — huch — eben war sie noch da. Du guter Gott, was haben die Zwei aus dem schönen Sonntag-Nachmittag gemacht! Kaputt haben sie ihn sich gemacht.

Manche Leute versauen sich so ihr ganzes Leben.



Siamfische Käbe

Ernst Pinner

## Die Kurliste

Aus den Kurlisten, die mir ins Zimmer flogen,  
steigt ein wunderschöner Regenbogen  
von Gartengrün, Kaffinogelb, Trompetengold und Eerblau  
und all den Farben einer süßen Zee-Gräue.

Leider lese ich aus diesen Listen,  
daß ich niegends abgesehen bin:  
nicht im „Palace“, nicht im „Grand“, noch im „Louristien“,  
nicht aus London kommend oder Warschau und Berlin.

Niemand weiß, daß ich zuhause die Rut  
(einem Mädchen) mach' und eben niedersinke  
und die herzerneuende Natur  
von dem Munde der Geliebten trinke.

Victor Wittner

## Internationale Konferenzen

Von Ramon Gomez de la Serna

Es gibt in jedem Lande würdige Männer, mit Vollbärten, die  
eigens zu dem Zwecke geboren scheinen, um ihr Vaterland bei inter-  
nationalen Konferenzen zu repräsentieren.

Das Geheimnis, weshalb so viele junge Männer um ihre Bügel-  
falten ängstlich besorgt sind und ihre Bärte mit Kravattenrechnungen  
dem Ruin in die Arme treiben, liegt darin begründet, daß sie alle  
ausgesehen sind, dereinst an einem internationalen Kongreß teilzu-  
nehmen. Alle hatten ursprünglich andere Berufe: sie malten, schrieben,  
ja sie stückten — alles vergeblich! Am Ende landeten sie dennoch in  
den internationalen Konferenzen.

Diese Menschen sind alle dazu geboren, photographiert zu werden.  
Man sieht ihre Bilder, vereint zu erotischen Gruppen; wie etwa:  
Herr von Countie, Delegierter von Frankreich, im Gespräch mit den  
Delegierten der Tischebrennerei und von Paraguay. Männer von  
verschiedener Gestalt, aber alle gleich in der verbindenden Ähnlichkeit  
ihrer gestreiften Hosen, und den Zylinderhüten, die so sehr an die  
Kopfbeförderungen schmerzgebeugter Leidtragender bei Beerdigungen ge-  
mahlen.

Eobald sie zu echten, ausgeprägten politischen Persönlichkeiten ge-  
worden sind, versammeln sich diese Herren an den grünen Konferenz-  
tischen, die mich immer an große Billardtische erinnern. Meistens wird  
hier auch ein sehr interessantes Billard gespielt, ohne daß übererfahrene  
Spieler das Luch zu zerreißen vermögen.

Der Konferenzsaal bietet das Bild einer wahnsinnig gewordenen  
Landkarte. Alle Erdteile, Inseln und Halbinseln haben ihre Plätze  
verschoben, und an der Seite Chinas befindet sich Dänemark. Die  
seltsamsten Dinge spielen sich hier ab. Nordamerika und Südamerika  
strecken die Köpfe zusammen und unterhandeln in Freundschaft über  
Telephonanlagen. Die Eilbeförderung geschieht hier, indem der  
Delegierte von Dänemark dem Delegierten von Liechtenstein eine Zigarre  
reicht und dabei gewarnt ist, über die gleich einem Hochzeiter  
aufgestauten Schultern des Schweizer Abgesandten hinwegzugreifen.  
Bei diesen Konferenzen werden die ernstesten Dinge mit spielerischer  
Leichtigkeit erledigt. Eine ganze Nation ist in Gefahr, wenn jener  
Delegierte mit seiner Nagelfelle wie mit einem Schlachtfeldweert spielt,  
und jener andere hält den Federstiel in Händen, als sei er ein Speer,  
der jeden Augenblick dem Feind ins Herz geschleudert werden sollte.  
Der Briefbeschwörer in der Hand des Deutschen scheint wie eine  
versteckte Kanonenkugel, und der schmächtige, nervöse Jude hält sein  
Hörrohr wie einen vergifteten Pfeil.

Die internationalen Konferenzen tragen eine ungeheure Macht in  
sich, die in der Vielheit und in der Gewalt der einzelnen Völker be-  
gründet ist. Das Schicksal jedes Landes liegt in der Hand seiner  
Vertreter, und jeder mag sich hüten, daß sein Nachbar nicht über seine  
Achsel hinweg die wichtigsten Notizen kopiert.

Die kleinste Bewegung gewinnt hier symbolische Bedeutung; und  
wenn der Delegierte von Afghanistan in der Nase bohrt, so ist dies  
kein einfaches Nasenbohren, sondern der afghanische Staat beschäftigt  
sich mit Noses und Schurfgerechsam.

Dieser Husten? Der Husten eines ganzen Volkes, nein mehr: ein



Alt

E. W. Nag

Sturmwind, der aus den schneigen Gletscherfeldern seiner Heimat  
bläst. Warum streicht sich der Deckerreiter mit der Hand übers  
Haar? Es ist der Wind seiner Heimat, der über die sanften Hänge  
des Wienerwaldes streicht.

Aber der Höhepunkt des Ganges, jener Augenblick, auf den sich die  
allgemeine Erwartung konzentriert, ist der, wenn alle Bevollmächtigten  
in einer Pause ihre Brillen auf dem Tisch liegen lassen, sich erheben  
und reden, indessen alle Blicke voll Andacht auf ihnen ruhen.

In diesem Augenblick, in dem weder gesprochen noch geschrieben  
wird, haben die Brillen, die einfach auf dem Tisch zurückbleiben, einen  
seltsamen Ausdruck, den nicht jeder zu erfassen vermag. Manche sehen  
traurig und resigniert aus, manche herrlich und drohend, andere wieder  
friedfertig oder blutdürstig. Brillen, die wie Angeklagte aussehen und  
Brillen, die Rächtern gleichen. Auf der Spezialkarte, die über jeden  
Tisch gebreitet liegt, schlummern die Brillen in demütigender Untätig-  
keit. Man könnte sich beinahe fürchten, wenn man all dies beisammen  
sieht, den Apparat der großen weltgeschichtlichen Ereignisse in einer  
Stunde der Untätigkeit.

Wenn die Brillen der Weltkonferenz einsam auf dem Tische liegen,  
scheint es, als herrsche zwischen zwei historischen Entscheidungen eine  
halbe Stunde Waffenstillstand.

(Deutsch von Ernst Felix Weiß)

*Zur Werbung!*



*Donnerstag den 19. 28.....*



*und von Kolossalischen Folgen!*



## Ein Fräulein beklagt sich bitter

Ich bin sehr schön. Und bin als schön bekannt.  
Fast jeder denkt bei mir an Boticelli.  
Ich bin nicht hübsch. Und bin nicht interessant.  
Nein, ich bin schön! Und dabei heiß ich Elli.

Sobald ich wenn zum erstenmal begegne,  
so wird er fromm und sieht mich reuig an,  
als bte er darum, daß ich ihn segne...  
Die Männer glauben, daß ich segnen kann.

So schön wie ich zu sein, ist kein Vergnügen.  
So schön zu sein wie ich, ist eine Qual!  
Die Männer wählten mich zum Ideal.  
Und wenn sie ausseh'n, der muß sich fügen.

Man sprach mich heilig, weil man es so wollte.  
Und keiner fragte, ob ich heilig sei!  
Ich bin ein Mädchen, und gesund dabei,  
und weiß nicht recht, warum ich fromm sein  
sollte.

Ja ich bin schön! Betrachtet mich genau!  
Ihr solltet nicht so edel mit mir sprechen...  
Das Grmmste an mir ist der Körperbau,  
und mich zu lieben, wäre kein Verbrechen.

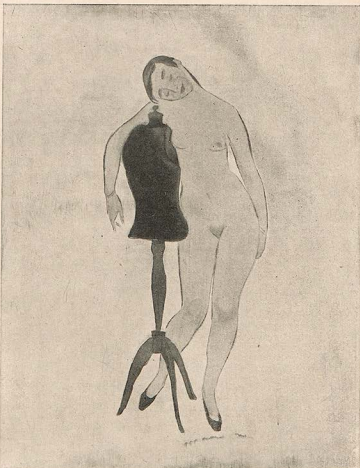
Nacht Berse! Malt mich ab! Setzt mich in  
Noten!

Mir ist es recht, da es mir recht sein muß.  
Doch gafft nicht nur, als wäre ich verbotnen!  
Kein Mädchen ist zu schön für einen Kuß.

Was soll ich einsam als Profil und Alt?  
Mir ist, als ob ich in der Kirche stnde.

Ich bin so schön. Noch keiner sah mich nackt.  
Wo ist der Mann, der mich vertegen pakt!  
Daß ie so fromm zu mir seid, das ist Sünde...

Erich Kstner



Der Mannequin

Georg Walter Kgner

## HERR MILBENFUSS

Text und Zeichnungen von Adolf Uzarski

H, gehen Sie mir weg mit Italien! Sind  
das dort Beamte!? Wenn ich der Mussolini  
wäre, meine Herren, denen wäre ich die  
Fhrtne beibringen. Gehen Sie mal bei  
uns dagegen — bei uns, man mag gegen  
unsere Beamten sagen, was man will, bei  
uns wissen sie doch wenigstens, was sie wert  
sind. Und wenn einer nicht mindestens in ihrer  
Gehaltsklasse ist — Etze ich da vor — na,  
ungefähr drei Wochen werden's her sein, da  
stehe ich im Zoo neben einem Herrn, der dem  
König egal Zucker reinfehlschmeist. Meinen Sie,  
der König hätte ihn genommen? — nee, ums  
Verrecken nicht, das Bil stand da wie'n  
Kloß und gukt den Zucker überhaupt nicht  
an. Na, mir tat der gute Zucker leid, und ich  
sage: „Der meint wohl, er ist fig genug!  
Geben Sie's doch mal dem Tiger da, der  
schleckt so mdlich rber.“ Der Herr tut, als

ob er nichts gehet hat, und schmeißt weiter.  
Vielleicht so'n armer Laubstummer, denke ich,  
und brlle ihm ins Ohr: „Der mag keinen

Zucker!“ Fhrt der wie'n Wilder auf mich los:  
„Habe ich Sie gefragt? Behalten Sie Ihre  
Weisheiten gefälligst für sich, verstanden!“

Meine Herren, das war nie natürlich denn  
doch zu bunt, denn wo ich es doch gut gemeint  
hatte, und überhaupt, man ist doch nicht gerade  
ein Kbelbiber — also ich wurde nun  
natürlich auch etwas heftig, er noch mehr, er  
brüllt mich an, ich rstere auch einen netten  
Ln, und — was meinen Sie, schreit der  
Mensch: „Wer sind Sie überhaupt? Stellen  
Sie sich mal gefälligst zuerst vor, wenn Sie  
mit mir reden wollen!“ Das kann er haben,  
denke ich: „Mein Name ist Milbenfu!“ —  
„Hh, Milbenfu — und was sonst weiter?“  
— „Wie, was sonst weiter? Ach so — Anton!,  
Anton Milbenfu!“ — „So — Herr Anton  
— h Milbenfu! Ich bin nämlich der Ober-  
stadtssekretr Bleimann!“





Das konnte ich natürlich nicht vorher wissen, und ich entschuldigte mich natürlich und sagte, er als Oberflächensetzer und überhaupt könne da natürlich soviel Zucker rein-schmeißen, wie er wolle, und das ginge mich natürlich gar nichts an. Aber

ich hätte es wirklich nicht böse gemeint, und wenn ich vorher gerufen hätte, daß er ein so hoher Beamter sei — „Eh, schon gut, schon gut!“ sagte er, „sehen Sie sich nächstens die Leute vorher an, bevor Sie sie anquatschen, Herr Anton Milbenfuß.“

Eh, Sie, meine Herren, sagen Sie, was Sie wollen, mich hat das tatsächlich gefreut. Ich hätte ihm natürlich sagen können, daß ich als gutsituerter Kolonialwaren-geschäftsinhaber — aber nein, ich habe es mit Absicht nicht getan. Warum? Na, selbstverständlich, weil unsere Beamten über uns stehen müssen! Denn wenn sie das nicht täten, und sie wären mit uns wie fräuleinshung — ja, meine Herren, wegen was könnten wir noch auf sie stolz sein?

Aber nun sehen Sie sich mal dagegen die Beamten in Italien an! In Italien nämlich — als ich vor drei Jahren auf der Insel Capri war —, eine schöne Sache, da ist nichts zu sagen. Das Meer, und überhaupt das Vegetabile und der Felsen, das ist nicht der Dingsda, der Kaiser — na, ich komme nicht auf den Namen — wo sich der runtergestützt hat — wie gesagt, alles in Butter. Nur abends — abends war das natürlich immer verdammt

langweilig. Na, wir hatten da eine ganz nette Gesellschaft, ein Zahntechniker aus Stuttgart und dessen Frau, und — kurz und gut, abends machten wir uns zum Zeitvertreib auf dem Hof so allerlei Spaß. Schinkenklößen und Pfefferkuchen und saßen uns alle an die Hand und schwenkten uns so rum, und den letzten mußte man immer dann genau so loslassen, daß er gegen die Alberttüre flog — und was man so macht, wenn man Langlewige hat. Und — na klar, der Wein tat auch was dazu — denn sonst, man ist natürlich immerhin doch ein ernsthafter Mensch. — Also schön, eines Abends kommt ein neuer Gast, so ein kleiner, dünner Italiener, und nach dem Essen kommt er zu uns raus auf den Hof, setzt sich auf die Steinterrasse und schaut zu. Amüsiert sich kolossal über uns, lacht und klatscht sich egal auf die Beine, und das dauerte gar nicht lange — eins, zwei, drei, ist er mitten dabei. Sie denken natürlich, er hätte sich zuerst mal vorgestellt! Keine Spur! Mir paßte das natürlich auch nicht, denn man will doch als gebildeter Mensch wissen, mit wem man zu tun hat. Aber unser Kellner — na natürlich, es war uns natürlich im Anfang sehr gegen den Strich gewesen, daß der jeden Abend so wie nichts, die nichts mittat. Aber weil keiner von uns italienisch genug konnte, um ihm zu sagen, daß sich das natürlich nicht gehört, und überhaupt die Leute dort sind so ganz anders als bei uns, und so'n Kellner, unsere Herren, nee wirklich, da könnten Sie glauben, Sie sind gar nichts und der ist'n Graf. Also der Kellner nimmt sich den kleinen Dicken gleich richtig vor, und das hätten Sie sehen müssen, wie der gegen die Lokustüre flog. Und dann machten wir Echinentenklößen mit ihm, immer feste auf den fetten Pödel, Ghorstodometer, haben wir den verblüht! Wir konnten nachher nicht mehr, so taten uns die Hosen weh. Und die Frau von dem Zahntechniker aus Stuttgart, so'n richtiges ravisniertes Aas, die pöschte ihm zwischendurch immer mit einer Stechnadel hinterein. Und

nicht zu knapp. Wissen Sie, nun natürlich, ich hätte mir das natürlich schwer verbeten. Denn mit einer Stechnadel, das geht natürlich zu weit. Aber der kleine Dicker? — keine Spur! Immer fidel, lacht egal, und freut sich wie'n Schneebällchen, moltebällchen und so, und konnte gar nicht genug davon freigen.

Ja, meine Herren, und vor, meinen Sie, was das nun? Jemand so ein Buchhalter oder kleiner Geschäftsmann oder so, meinen Sie, was? — Jawohl, beinahe danebengetreten! Der Dicker hat es uns am anderen Morgen gesagt: es war Seine Erzellenz der Herr Ministerialdirektor Sowieso aus Rom! — Bitt, was sagen Sie nun? Ein Ministerialdirektor aus Rom; läßt sich von einem Kellner gegen die Lokustüre schmeißen, und von einer Zahntechnikerfrau aus Stutt-



gart in Hintern pösch! Meine Herren, so was wäre bei uns — du lieber Himmel, stellen Sie sich mal bei uns einen Ministerialdirektor vor! Der spricht noch nicht mal mit Ihnen, denn sind wir viel zu wenig. Nicht mal mit dem kleinsten Hilfsbeamten könnten Sie das bei uns machen. Gott sei Dank!, kann man da nur sagen, Gott sei Dank! Nee, gehen Sie mir weg mit Italien!



Hoch hinaus

„Jetzt hat mei Tochter a Kind von'm Radfabrik und oans von'm Fußballer. S'nächste, sag's, müasst von'm Tennisspieler sein!“

Paul Schondorff

# Die vollkommene Hygiene des Mundes und der Zähne ist die ODOL-Hygiene

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man dem modernen Menschen die Notwendigkeit der regelmäßigen Mund- und Zahnpflege erst beweisen. Sie ist heute dem werktätigen Manne ebenso sehr Lebensbedürfnis, wie dem geistig Schaffenden, die berufstätige Frau befolgt die Gesetze der Mund- und Zahnhygiene mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie die Dame der großen Welt.  
Karl A. Lingner, dem Schöpfer des Deutschen Hygiene-Museums, gebührt das Verdienst, die Hygiene des Mundes und der Zähne populär gemacht zu haben.



Das von ihm geschaffene Unternehmen, die Lingner-Werke in Dresden, darf sich deshalb erlauben, auf Grund seiner nahezu vierzigjährigen Erfahrungen im Dienste der Volksgesundheit das Gesetz der vollkommenen Hygiene des Mundes und der Zähne zu manifestieren.

I. Die erste Bedingung für eine wirklich vollkommene Mund- und Zahn-Pflege ist die praktische Eignung des Rüstzeugs: der Zahnbürste. Die vollkommene Zahnbürste darf nicht gerade sein, weil sie so nur einen kleinen Teil des äußeren Zahnbogens reinigen könnte und für den inneren Teil überhaupt unbrauchbar ist. Eine konvex geschnittene Bürste eignet sich nur zum Putzen der Außenflächen der Zähne, eine konvexe nur für die Innenflächen. Die vollkommene Zahnbürste muß deshalb eine konvex-konkave Kombination darstellen, damit sie sich

dem anatomischen Bau der Zahnreihen anpaßt. Diese Eigenschaften besitzt die

## ODOL-Zahnbürste.

sie ist deshalb das ideale Gerät für die vollkommene Reinigung der Zähne.  
II. Eine Zahnpasta – selbst die vollkommenste – kann nur der mechanischen Reinigung der Zähne dienen, – sie ist wichtig, um den Zähnen strahlende Schönheit und blendenden Glanz zu geben. Die vollkommene Zahnpasta darf nicht grobkörnig sein und den Zahnschmelz nicht angreifen, sie muß feinkörnig sein und einen erfrischenden Geschmack besitzen. Diese Bedingungen erfüllt die

## ODOL-Zahnpasta.



Ihr kommen die zuverlässigen Erfahrungen zugute, die die Lingner-Werke während ihres fast 40-jährigen Bestehens auf dem Gebiete der Dental-Chemie gesammelt haben, sie ist ebenso nach wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut wie Odol. Die Odol-Zahnpasta weist einen weiteren Vorzug auf: sie wird nur in garantiert reinen Zinntuben geliefert. Zinntuben erfüllen in ästhetischer und hygienischer Beziehung höchsten Anspruch – im Gegensatz zu den in Deutschland leider immer noch viel gebrauchten verzinneten Bleituben, (die in anderen Kulturländern übrigens verboten sind). Für den Laien ist es schwierig, eine verzinnete Bleitube von einer reinen Zinntube zu unterscheiden, sie sehen äußerlich ganz ähnlich aus. Ver-

lassen Sie sich also nicht auf das Aussehen, sondern verlangen Sie – wenn Sie sicher gehen wollen, eine Zahnpasta in reiner Zinntube zu erhalten – ausdrücklich Odol-Zahnpasta.

III. Die mechanische Reinigung der Zähne ist zwar wichtig, doch erfüllt sie nur einen Teil der vollkommenen Mund- und Zahnhygiene. Der wirklich gepflegte Mensch muß Wert darauf legen, die ganze Mundhöhle zu desinfizieren, um die vorhandenen Gärungs- und Krankheitserreger



in ihrer Entwicklung zu hemmen, einen reinen Mund, gesunde Zähne und frisch-duftendes Atem zu erlangen. Für diesen Zweck kann die Gesundheitswissenschaft aller Länder kein besseres Mittel nennen, als das klassische

## ODOL,

das nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nachweislich das beste Mittel zur Pflege des Mundes und der Zähne ist. Wer nicht nur durch ein blendendes Aussehen seiner Zähne als gepflegt erscheinen will, sondern Wert darauf legt, in jeder Hinsicht die Ansprüche der vollkommenen Hygiene des Mundes und der Zähne zu erfüllen, handelt nach dem hier entwickelten Gesetz, dessen Inhalt der Satz zusammenfaßt:

Alle  
guten  
Dinge  
sind

3

ODOL  
Mundwasser  
ODOL  
Zahnpasta  
ODOL  
Zahnbürste



MORGENS ODOL MITTAGS ODOL ABENDS ODOL DREIMAL AM TAGE ODOL IMMER WIEDER ODOL



„Ich würde meiner Frau die Etonseier nie erlauben!“  
 „Aber, wie ich sehe, trägt die gnädige Frau — — —“  
 „Doch jedenfalls nicht mit meiner Erlaubnis!“

### Dreiklang

Drei Namen vergessen wir nimmermehr,  
 drei weibliche Olympiader:  
 Helene Mayer (mit weichem „er“),  
 Frau Radtke und Hilde Schrader.

Drei Siegerinnen: des Käufersports —  
 der leichten Klinge —, des Brustschwimmers!  
 Drei preisgekrönte Heldinnen, — kurz:  
 Drei Fierden unseres Lusttrums!

Sie heimsten drei gold'ne Medaillen ein  
 im großen olympischen Wettkampf:  
 für starken Arm — und geschwines Bein —  
 und sicheres Aug' im Florettkampf!

Sie führten die deutschen Farben voran  
 beim Völkerringen des Fünfkampf;  
 noch eh es gelang einem deutschen Mann,  
 gelang's den drei schneidigen Jüngfräulein!

Drum merkt euch für immer die Namen,  
 die drei,

daß die Apotheose von statt geh:  
 Helene Mayer (mit weichem Ei),  
 und Hilde Schrader und Radtke.

A. De Nora

### Liebe Jugend!

Ich treffe auf dem Bahnhof meinen äuerst  
 schwärzlichen Dinkel, der, ein gewaltiger  
 Rümrod, schon viele Hirsche zur Strecke ge-  
 bracht hat und — nach Ausrüstung und  
 Gepäck zu schliefen — eben wieder von einem  
 Jagdausflug heimkehrte. Da seine Gattin,  
 mit der er in vielfähriger kinderloser Ehe  
 lebt, kürzlich krank gewesen, begrüße ich ihn,  
 nach Möglichkeit schmeichelnd: „Guten Tag,  
 Dinkel, wie geht's der Lant?“ Er macht  
 eine unwillige Handbewegung: „Ah — mis-  
 table Brum!“

Petrus

### Anekdoten

Der Maler Mopp erzählt:  
 Er wollte einmal Bedekind

malen.  
 Bedekind sagte unwirsch:  
 „Malen Sie doch Steinrück  
 — der verträgt es. Wenn ich  
 ein Bild von mir will, geh ich  
 zum Photographen. Der ist mein  
 Freund. Der Maler ist mein  
 Kritiker.“

Man sprach von einem be-  
 rühmten Philosophen: er habe  
 seinen Tag genau eingeteilt  
 und geregelt; von acht bis zehn be-  
 antwortete er Briefe; arbeite bis  
 zwölf an seiner Biographie; bis  
 zwei an dem Buch über Erkennt-  
 nisstheorie — kurz, jede Minute  
 bis zum Abend sei glänzlich be-  
 setzt.

Egon Erwin Kisch: „Und  
 wann denkt er?“

Professor Lujo Brentano, so-  
 lange er noch den Münchener  
 Lehstuhl innehatte, galt keines-  
 wegs als Freund des Frauen-  
 studiums. Er hatte denn auch  
 eine einzige Hörerin.

Einmal sprach er von der Viel-  
 männerche auf gewissen Inseln  
 gruppen des Etilien Ozeans —  
 und sagte:

„Wenn unsere Mädchen es  
 wüßten, würden sie wohl sofort  
 dahin auswandern.“

Gewiehet der Studenten. Die  
 einzige Hörerin erhebt sich empört  
 und schreiet von dannen.

Professor Brentano ruft ihr  
 nach:

„Aber! Wozu so eilig? Das  
 Schiff nach Australien geht erst  
 am Abend.“ Roda Roda

### Schnitte

Von Heinzerling

Ehe man die Schöpfung bemängelt, halte  
 man sich vor Augen, daß Gott Autodidakt war.

Ich habe noch keinen Atheisten gefunden,  
 der Einspruch gegen die christlichen Sonn-  
 und Feiertage erhoben hätte.

Nachdem Gott sich in das Altarodasien  
 zurückgezogen, wollte man uns glauben  
 machen, die Justizien seien Materialisten  
 der göttlichen Gerechtigkeit. Das rechtfertigt  
 den Atheismus hinreichend.

Technik ist unsere Religion und der Motor-  
 radfahrer ihr Aist.

Nicht nur der Politiker lebt von der Ge-  
 dächtnischwäche der Massen.

Einmal machte Dalia den Simson wehrlos,  
 indem sie sein Haar abschchnitt. Heute versucht  
 sie es, indem sie ihr eigenes kürzt.







(Fortsetzung von Seite 60)

wüßte eine ungeheure Ee über das Schiff. Die Leute stürzen an Deck und starren in den aufgetanen Rachen des Meeres. An irgend etwas festes geklammert, sehen sie, wie es sich aus der Tiefe heraufwölgt, ein unheimlich mächtiger Leib, der seine Klauen auf das Schiff legt und ein Stück abbröckelt. Der Schornstein und die Brücke klappen bei. Die Maschine arbeitet noch, wo das Dach abbröckelt ist, qualmt das Licht elektrischer Lampen, verliert sich in der Ungeheuerlichkeit des Raumes.

Ueber Viane liegt es wie graues rauschendes Tuch. Einmal öffnet sie ihre Augen und schließt sie gleich wieder; ein bleifarber Himmel gleitet hinein in ihre Dinnacht. Durch ihren Leib geht ein Riß. Als sie endlich erwacht, sieht sie eine Traube von Gesichtern über sich hängen, grau und übermächtig sind alle, und hinter den eng beieinander hockenden Gesichtern steht ein fremder, entsetzlicher nackter Himmel. Viane liegt, bedeckt mit einem Stück Segeltuch, auf einem Floß; bei ihr sind zwanzig oder dreißig Männer und Frauen.

„Die Rauchwolke kommt näher“, sagt eine Stimme. „Sie haben unser Signal aufgefangen in der Nacht, in einer Stunde werden wir gerettet sein.“

Auf dem Wasser treibt Weatgut und treiben Boote. Alles ist dicht besetzt mit Menschen. Der Dekan ist weitergezogen; das ausgewählte Meer hat er zurückgelassen auf seiner Bahn. Viane sieht die grauen Wasserberge unter den Booten und dem schwimmenden Zeug durchkreuzen. In einiger Entfernung treibt das Wrack der „Hitatschi Maru“. Der zertümmerte Schiffssleib hat sich tief hineingetrunk in das Meer.

„Das Schiff hält sich keine zwei Minuten mehr“, sagt einer auf dem Floß. Ein anderer steht mühsam auf seinen Beinen und hält ein Glas an seine Augen. Es ist der Teeshändler.

„Der Keel hat den Teufel im Leib“, sagt er.

Viane sieht, wie auf dem Wrack eine Gestalt sich über das Deck beugt.

„Es ist der Kapitän“, erklärt ihr eine Frau. „Er hat sich gehalten wie ein Mann. Mit der Pistole hat er die Leute von den Booten festgehalten. Erst als das Wetter im Abflauen war, hat er Boote und Flöße freigegeben und hat selbst geholfen, alles klarmachen. Alle sind heil von Bord gekommen, nur er ist geblieben.“

„Der Keel hat den Teufel im Leib“, sagt der Teeshändler. „Er bindet sich mit einem Strick an das untergehende Schiff.“

Der zu Hilfe gerufene Dampfer nähert sich schnell der Unglücksstelle. Erst sind die Masten aus dem Wasser gewachsen, jetzt ist das ganze Schiff zu sehen.

Der Teeshändler läßt das Glas nicht von seinen Augen. „Er reißt sich Hemd und Hose vom Leib“ berichtet er. Eine Bewegung geht durch das sinkende Schiff! Wie ein schwerbeladenes Padtier, das an den Boden geht, jetzt es sich in die Tiefe, erst vorn, dann achtern! Nur die aufgebauten Zelle ragen jetzt aus dem Wasser. Sie zittern in ihren eisernen Gefäßlingen und neigen sich auf die Seite. In diesem Moment bricht die Sonne durch ein Wolkenloch und legt einen gelben Glorienschein um den Mann, der mit bloßgelegtem Leib auf dem Brückenpumpf steht.

„Hara-Kiri!“ registriert der Teeshändler.

Ueber die Augen Vianes wischt ein roter Nebel. Sie saltet krampfhaft die Hände zusammen über ihren Leib. Als ihr Blick sich wieder zurücktafelt an jene Stelle, ist die „Hitatschi Maru“ verschwunden.

Flößer, Lukenbedel, ein zerplitterter Mast kommen an die Oberfläche gestiegen wie Fischblasen.



Leishich

Bildnis



Kaulbach

Adleräger

## 1365 solche Abbildungen

befinden sich in der soeben erschienenen neuen Auflage des

## Kataloges der farbigen Kunstblätter aus der Münchener „JUGEND“

204 Seiten auf Kunstdruckpapier  
und einer vierfarbigen Beilage, elegant steif broschiert

Preis 3 Mark

Über 90000 Exemplare wurden im Lauf der Jahre von diesem Katalog verkauft, der in erster Linie als Behelf bei der Auswahl der „Jugend“-Kunstblätter gedacht ist, seine Verbreitung aber auch den zahlreichen Abbildungen verdankt, die ihn zu einem sehr unterhaltenden Bilderbuch machen. Der Katalog gibt außerdem Zeugnis für die kulturelle Tat der „Jugend“ in der Einführung neuzeitlichen Wandschmuckes, denn ihre Bilder zieren heute in Millionen von Exemplaren das bürgerliche Heim, sowie unzählige öffentliche Institute. Die neue Auflage des Kataloges wird den „Jugend“-Kunstdrucken sicher neue Freunde werben

Zu beziehen durch den Buch- und Kunsthandel oder gegen Einsendung von RM. 3.50 durch

G. HIRTH'S VERLAG / MÜNCHEN  
HERRNSTRASSE 10



Eberle

Passiarch



Struck

Bildnis



# TARIFERHÖHUNG

Erich Wilke



„Da schau die Protzen, die können sich's noch leisten, ein Eisenbahnglück mitzumachen!“